

# DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GOTTENBRUNN

INHALT:

Der nationale Nebel / Der Krieg und das lettische Mädchen / Gott und der Arierparagraph / Der Anschluß und die Frauen / Aehrenfeld und Feld der Ehre

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.

Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ  
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

---

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn“ gestattet.



# DAS NEBELHORN

---

Nr. 6

15. MÄRZ 1927

1. JAHR

---

## DER NATIONALE NEBEL

ist einer der undurchdringlichsten. Wer sich in ihn verirrt, riskiert nicht nur seine geraden Glieder, sondern auch seine geraden Gedanken. Unzählige „Richtungen“ führen in ihm nach allen verkehrten Seiten auseinander und enden an Abgründen der Borniertheit, vor denen es das unverrenkte Hirn schaudert. Wo man geht und steht, stolpert man über teils noch besetzte, teils schon wieder verlassene „Standpunkte“, von einem höheren Niveau fällt man plötzlich ins Bodenlose auf eine „Plattform“ und schlägt sich auf ihr den Schädel platt, man springt auf und will entfliehen, verfängt sich mit den Füßen in einem auf dem Boden liegenden Arierparagraphen und zerreißt sich auf der Flucht die Kleider an den Wortstacheldrahtzäunen, welche die „völkischen“ Meinungsbezirke voneinander trennen. Keuchend und verwirrt bleibt man stehen. Was anfangen? Wohin sich wenden? Und was hernach wiederum beginnen? Man läßt die Taschenlampe der eigenen Vernunft aufflammen, aber ihr Licht ist nicht stark genug, den Nebel zu durchdringen. Alles, was man sieht, ist ein Auf- und Ab- und Durcheinanderwogen von nebelhaften Meinungen, Ueberzeugungen und Ansichten, hinter denen man nur schemenhaft bärtige Gestalten am Werke sehen kann: den Obmann eines Foxterrierklubs, der gerade einen Judenpunkt vom Boden aufhebt und ihn seinen Satzungen einverleibt, blasse Büromenschen, die mit Federstielen auf Heimatschollen ackern, während ihre eigentliche Heimat ein Kabinett mit der Aussicht in einen Großstadtlighthof war und andere, die wieder auf Schreibtischen das Korn der Wahrheit anzubauen versuchen und es mit Tinte be-

gießen. Man erblickt einen blauäugigen Kommissar, der sich gerade bemüht, mit einer blonden Fleischerstochter den nordischen Edelmenschen zu zeugen, wobei ihm ein danebenstehender Rassenforscher verspricht, für die Alimente aufzukommen und mit einem Wedel von wissenschaftlich verbürgten Leitsätzen die nicht vorhandenen Juden verscheucht, die das Werk stören könnten. Dazu dringen durch das Halbdunkel, das diese Welt erfüllt, ununterbrochen Weih- und Julreden an das gequälte Ohr, man hört wie ein deutschnationaler Wokurka einem alldeutschen Piskatschek die Schädlichkeit der volksfremden Elemente beweist, während ein getaufter Wechselstubenbesitzer, der in den Aktien der von sechs galizianischen Juden geleiteten und infolge der nationalen Lauheit verkrachten Deutschen Bodenbank spekuliert hat, mit dem Rufe „Wotan, Wotan, warum hast Du mich verlassen?“ vorüberstürzt, um sich an einer deutschen Eiche polnischer Provenienz zu erhängen. Ein endloser Zug von Abordnungen fremder Volksstämme zieht im Nebel dahin und bringt in Kisten und Körben die Vorräte an Treue, die durch einen Irrtum Gottes zu anderen Völkern geraten sind, heim nach dem Vaterland der Treue, um die nationale Monopolwirtschaft mit seelischen Eigenschaften nicht in Unordnung zu bringen und nimmt als Rückfracht die ganz geringen Bestände von welscher Tücke, die in Deutschland noch aufzutreiben waren, mit. Mannen rasseln irgendwo mit den Speeren, Schwerter klirren und blitzen und die Schönerianer kämpfen mit der Partei K. H. Wolfs, die Alldeutschen mit den Großdeutschen, die Deutschnationalen mit der Deutschen Volkspartei, die Nationalsozialdemokratische Arbeiterpartei mit den gewöhnlichen Nationalsozialisten und die Hitlerbewegung mit der nationalsozialistischen Gruppe (Schulz) etc. und die Gesangsvereine aller Richtungen, Parteien, Bewegungen, Verbindungen, Landsmannschaften und Gruppen begleiten den Waffengang mit dem Liede: Wir Deutsche fürchten Gott da droben, sonst aber nichts auf dieser Welt (höchstens noch die Juden und die Entnationalisierung).

Der Versuch, die Geschichte Europas als eine Aufeinanderfolge von Nebelperioden zu begreifen, ist meines Wissens bisher noch nie unternommen worden. Er würde sich aber lohnen.

Auf die beinahe nebelfreie Zeit des klassischen Altertums folgten ungefähr zur Zeit Karls des Großen die ersten großen Nebel, ohne welche die jetzt neu in die Geschichte eintretenden Völker, die ein Nilheim als religiöses Requisite von ihren Ahnen überkommen hatten, vermutlich nicht leben konnten. So begann mit der gewaltsamen Unterwerfung des Sachsenherzogs Widukind unter eine Religion der Gewaltlosigkeit der große kirchliche Nebel seine Herrschaft. Da aber ein Nebel immer zu dem Zwecke von den Wenigen hervorgerufen wird, um auf Kosten der benebelten Vielen ein auskömmliches Einkommen zu beziehen und der Ertrag des kirchlichen Nebels zum größten Teile dem Papste zufließt, während die weltlichen Fürsten zu einem mehr bescheidenen Leben gezwungen waren, das ihnen nicht paßte, erzeugten sie etwas später den dynastischen Nebel, indem sie sich mit der Kirche in Kämpfe einließen und so auch für sich das Recht zur Nebelerzeugung in Anspruch nahmen. Jahrhundertlang herrschten nun der kirchliche und der dynastische Nebel, bald in Eintracht, bald in Zwietracht nebeneinander bis aufklärendes Wetter eintrat und das Zeitalter der Aufklärung den kirchlichen, die französische Revolution den dynastischen Nebel in jene Fetzen riß, die in zurückgebliebenen Staaten noch Jahrzehnte lang die Gehirne bedeckten. Beinahe wäre so ungefähr zur Zeit Josefs des Zweiten, zur Zeit, als Friedrich der Zweite die Worte sprach: „Wenn meine Soldaten zu denken anfangen, würde keiner bei seinem Regimente bleiben“ — ein ziemlich unbekannter Ausspruch übrigens, von dem sich kein kriegerischer und deutschnationaler Abonnent der Zeitschrift „Fridericus“ etwas träumen läßt — beinahe wäre zu dieser Zeit Mitteleuropa nebelfrei geworden und das sofortige Aufblühen aller Künste und Wissenschaften zu jener Zeit menschlicher Entfaltungsmöglichkeit war die logische Folge davon. Die Herrlichkeit dauerte aber nur ein paar Jahrzehnte. Kleinere lokale Polizeistaatnebel begannen die Aussicht und damit auch die Einsicht wieder zu beschränken und im Jahre 1848 begannen sich mit der Einführung der Parlamente und der Durchsetzung der Preßfreiheit wieder ungeheure Nebel zu entwickeln, welche die Errungenschaften dieses Jahres in kurzer Zeit illusorisch machten und ins Blödsinnige verkehrten.

Hatte man früher den Lutheranern und den Katholiken weisgemacht, daß sie ihre Schädel nur dazu hätten, um sie einander einzuschlagen; hatte man sie veranlaßt, einander im Kampfe um das Geheimnis der Transsubstantiation die Spieße in die Mäuler zu stoßen, die dieses Wort nicht einmal aussprechen könnten; erschien es früher den Angehörigen einzelner deutscher Stämme durchaus plausibel, daß die Eifersüchtelien der Herrscher nur durch das gegenseitige Ermorden ihrer Untertanen entschieden werden könnten, so verfiengen solche Dummheiten in den aufgeklärteren Zeiten, die nun gekommen waren, nicht mehr. Der boße Hinweis auf die Offenbarung hatte genügt, solange die Menschen an jenen Gottessohn glaubten, den die Kirche den kapitalistischen Grundsatz: „Wer hat, dem wird gegeben werden, wer aber nichts hat, dem wird auch noch das Wenige, das er hat, genommen werden“, verkünden läßt. Seitdem aber die Dummen an die Wissenschaft zu glauben begonnen hatten, mußten die, die von der Dummheit der anderen leben wollten, sich schon mehr Mühe geben und wissenschaftliche Götzen zur Störung des Friedens einer im friedlichen Zustande nichts als ihre Sorgen abwerfenden Menschheit bemühen. Man setzte gleich zwei auf den verwaisten Thron Jehovas: den Rassenhaß, der den nationalen und den Klassenhaß, der den sozialen Nebel erzeugte. Beide wurden, wissenschaftlich verbrämt, in endlosen Pandekten erläutert, bewiesen und unwiderleglich fest begründet. Und da man vor dem Mittelalter, das mit zwei Nebeln sein Auslangen beim Aufhängen gefunden hatte, doch etwas voraus haben mußte, um den Fortschritt augenfällig zu machen, gesellt man in letzter Zeit zu diesen beiden noch einen dritten Nebel hinzu, den technisch-wirtschaftlichen, der eine ganz neue Art des Krieges, den Wirtschaftskrieg, für jene, die zu sterben haben, ins Leben gerufen hat, der in Amerika die Lokomotiven mit Mais heizt, während in Rußland die Menschen verhungern, der die Kaffeesäcke ins Meer fallen läßt, damit die Preise steigen und der die Not der Deutschen in Südtirol zum Anlaß nahm, den Import von Südfrüchten aus Spanien und Kleinasien auf Kosten des italienischen Geschäftes zu heben.

**Die Erzeugung von Nebeln ist nicht ganz einfach und**

setzt bei denen, die an ihrer Erzeugung und an ihrem Bestehen finanziell interessiert sind und ein Dunkel brauchen, in dem sie gut zu munkeln hoffen können, eine gewisse primitive Kenntnis der menschlichen Seele voraus. Ein allgemeiner mathematischer Nebel wird sich zum Beispiel nie erzeugen lassen, weil die Menschheit für Mathematik zu wenig Interesse hat. Die Kernzelle jedes großen Nebels, der Funken, der zum allgemeinen Qualm angeblasen wird, muß ein echtes und tiefes Gefühl sein, das in der Brust jedes empfindenden Menschen wohnt. So liegt der Grund für die Möglichkeit des kirchlichen Nebels in dem metaphysischen Bedürfnis des Menschen; der für die Möglichkeit des dynastischen Nebels im menschlichen Verlangen nach Führung und in der menschlichen Hochachtung vor überragender Qualität; der für die Möglichkeit des sozialen Nebels im Freiheitsverlangen des Geknechteten; der für die Möglichkeit des Wirtschaftsnebels im Verlangen des Menschen nach materiellem Wohlstand. Der Grund für die Möglichkeit des Entstehens eines nationalen Nebels aber liegt in der heiligen Liebe jedes Menschen zu seiner Heimat. Und welche Farce wurde daraus gemacht!

Jeder Mensch, der überhaupt eines Gefühles fähig ist, liebt seine Heimat, das heißt die Landschaft, in der er jung, sorgenlos, glücklich und das erstemal verliebt war, und er liebt den Dialekt, die Lieder, die Sagen und Märchen jenes engbegrenzten Landstriches, in dem er jeden Weg kennt und in dem ihm auch die einfachsten, ja oft die minderwertigsten Menschen irgendwie verbunden sind, da ihn alle ihre Schicksale auf irgend eine Art an Episoden aus seiner Kindheit erinnern.

Mit diesem tiefen und echten Gefühl, das auch den primitivsten Menschen zu den größten Opfern befähigt, war aber für das gesteigerte Stoffwechselbedürfnis der Herrschenden nichts zu gewinnen und vor allem war mit ihm kein Staat zu machen. Was nützte es ihnen, wenn ein Obersteirer einen Teil des Ennstales liebte und ein Oberösterreicher ein Stück des Mühlviertels? Der Kreis der Landschaft, der Menschen und Dinge, die diese Liebe umfaßte, war viel zu klein, um aus der Opferbereitschaft für sie einen nennenswerten Profit schlagen zu können. Außerdem hätten die Beiden, wenn man versucht

hätte, sie durch Lügen gegeneinander zu hetzen, sich schließlich miteinander verständigen können und hätten zu ihrem Staunen erkannt, daß sie eigentlich genau die gleichen Interessen haben. So ging es nicht; der Kreis mußte größer gezogen werden. Deshalb wurde die Heimat voll Schläue als „engere“ Heimat bezeichnet, um in den Gehirnen die Einbildung zu erwecken, daß es auch eine „weitere“ Heimat gebe, die ebenfalls zu lieben sei und gleichzeitig erhielt das Wort „Lokalpatriotismus“ einen lächerlichen, das Wort „Patriotismus“ aber einen erhabenen Anstrich. Und wenn es auch heute noch alle Tage vorkommt, daß einer in der weiteren Heimat aus Heimweh nach der engeren zu Grunde geht, so macht das gar nichts. Lieben muß er die weitere Heimat, die ihn umbringt und die er gar nicht kennt, doch. Und nachdem man den Begriff der weiteren Heimat allmählich solange vergrößert hatte bis er die Wohnstätten aller Menschen desselben Sprachstammes umfaßte, war der Begriff des „Vaterlandes“ fertig und man hatte endlich eine tragfähige Unterlage fürs nationale Geschäft. Die Menschen des einen Vaterlandes konnten sich mit den Menschen des anderen Vaterlandes nicht mehr verständigen und so feststellen, daß alle Beherrschten auf Erden die gleichen Interessen haben und nur die Herrschenden verschiedene. Und damit stand der Lüge und der Verhetzung der Menschen gegeneinander kein Hindernis mehr im Wege.

So war es also der erste Dreh zur Erzeugung des nationalen Nebels, den Menschen weiszumachen, daß das Vaterland, das sie gar nicht kannten, als Heimat zu lieben sei, wobei verschwiegen wurde, daß man den Begriff Vaterland viel treffender als den Komplex aller Geldsack-Interessenssphären der Herrschenden definieren könnte. Man braucht, um diesen grotesken Schwindel zu durchschauen, nur einen Blick in irgend ein Liederbuch z. B. in das Kommersbuch zu werfen. Es ist geradezu überraschend, zu sehen, wie in dem Abschnitt „Volkslieder“ nicht ein Lied vorkommt, das sich mit dem Begriff des Vaterlandes beschäftigt. Alle haben nur das zum Thema, was wirklich das Leben des einfachen Menschen bewegt: Liebe, Treue, Untreue, Tanz, Tod, Sehnsucht, Heimweh etc; ein Vaterland aber kennt das Volk nicht, ja es besingt sogar mehr-

fach die Menschen, die dem Vaterland und seinem „Waffendienst“ aus Liebe zur Heimat davongelaufen sind. Und es fällt dem Volke nicht im Schlafe ein, den Tod fürs Vaterland als süß und ehrenvoll zu empfinden und das von Kürnberger mitgeteilte lettische Volkslied, in dem ein Mädchen ihren toten Geliebten einen Esel nennt, weil er sich fürs Vaterland habe umbringen lassen, ist ein überzeugendes Dokument unverbildeten menschlichen Empfindens.

Ganz anders sieht die Welt aber sogleich im nächsten Abschnitte des Kommersbuches: „Vaterlands- und Heimatslieder“ aus, wo schon mit der Nebeneinanderstellung der Worte Vaterland und Heimat, als wären sie gleichbedeutend, der Schwindel beginnt. Hier ist nicht das Volk, hier sind die Dichter am Wort, die nach Nietzsche zuviel lügen. Hier ruft der läppische Körner den Segen Gottes, der ein 5. Gebot erlassen hat, auf eine Verletzung des 5. Gebotes herab. Hier hören die Ganzgescheiten, wie Gott das Eisen wachsen läßt, aber nicht für Pflüge, sondern für Schwerter und hier wird den Knechten der Gleichnationalen erzählt, daß Gott ausgerechnet keine Knechte von Andersnationalen wolle. Und von demselben deutschnationalen Moriz, von dem diese Weisheit stammt, ist in diesem Abschnitt auch noch das Lied „Was ist des Deutschen Vaterland?“ enthalten, dessen Refrain: „O nein, nein, nein! Sein Vaterland muß größer sein!“ den geheimnisvollen Vorgang der Vaterlandsbildung ins hellste Licht rückt und das seinen naiv-komischen Höhepunkt in den Worten erreicht:

„Das ist des Deutschen Vaterland:  
Wo Eide schwört der Druck der Hand,  
Wo Treue hell vom Auge blitzt,  
Wo Liebe warm im Herzen sitzt, — — —  
Wo jeder Franzmann heißet Feind,  
Wo jeder Deutsche heißet Freund.  
Das soll es sein! Das soll es sein!  
Das ganze Deutschland soll es sein!“

Und wenn auch aus den Worten „soll es sein“ noch immer hervorgeht, daß etwas eigentlich nicht ist, so hat der Dichter den ahnungslosen Leser nun doch dort, wo er ihn haben wollte: am deutschen Reinfall.

Aber nicht nur der erste Dreh zur Erzeugung des nationalen Nebels, die willkürliche Schaffung des Vaterlandsbegriffes, geht aus diesen x-füßigen Versen hervor, sondern auch der zweite und dritte. Der zweite ist die nebelerzeugende Verallgemeinerung: Deutscher = Deutscher, Franzmann = Franzmann, dieses mathematische Monstrum von zwei Gleichungen mit 120 Millionen Unbekannten. Mögen die Pennäler in der Logikstunde immerhin lernen, daß ein Schluß wie dieser:

Deutscher = Freund  
Deutscher = Deutscher  
Jeder Deutsche = Freund

Franzmann = Feind  
Franzmann = Franzmann  
Jeder Franzmann = Feind

ein Stuß ist, die verwachsenen Erwachsenen lassen sich nicht abhalten, jeden, der auf französischem Boden zu menschlicher Größe reifte, als Feind zu erklären, aber einem Haarmann oder Denke zum Beispiel zu versichern, daß in ihren Herzen warm die Liebe sitze und ihnen freundschaftlich die menschenfleischgenährte, aber deutsche Hand zu drücken. Und gerade dieser zweite Dreh ist ein Hauptgrund für den Erfolg des nationalen Nebels bei denen, die die Natur als Dutzendware hervorbringt. Denn er spekuliert mit Glück auf die Eitelkeit. Welcher Triefäugige verschreibt sich nicht mit Haut und Haaren der nationalen Sache, wenn man ihm erzählt, daß auch von seinem Auge hell die Treue blitze, welcher Betrüger ist nicht geschmeichelt, wenn der Druck seiner Hand zum allgemeinen Erstaunen plötzlich Eide zu schwören beginnt und welcher Schöps, der sich keines Vorzuges bewußt ist, wird die Verleihung des angeblichen Vorzuges, Deutscher zu sein, ablehnen? Wir sind heute schon so abgestumpft, daß wir gar kein Urteil mehr darüber haben, welche geradezu magische Verblödung sich der Gehirne bereits bemächtigt haben muß, daß ihr Heiterkeitszentrum von solchen Zumutungen unberührt bleibt. Obwohl der Nationalismus noch gar nicht alt ist (Goethe kannte ihn noch kaum und erst mit der Ausbreitung des Zeitungslesens, ohne welches er überhaupt nicht denkbar ist, begann sein Siegeslauf) sind

die Verheerungen, die er angerichtet hat, doch ganz enorme und Grillparzers so unmittelbar geschauten Vers:

„Ein Vorzug bleibt uns immer unverloren,  
Man preist ihn heut als Nationalität.  
Er sagt: daß irgendwo der Mensch geboren,  
Was freilich sich von selbst versteht.“

verstehen die meisten heute überhaupt nicht mehr.

Der dritte Dreh aber, der die Verschiedenheit der Sprache und der Sitten und Gebräuche verschiedener Völker zu einem Argument für die Notwendigkeit von Feindseligkeiten zwischen diesen Völkern auszugestalten sucht, wendet sich offen an die menschliche Urteilslosigkeit und Dummheit, die sich zwar nicht darüber wundert, daß Mensch und Mensch verschieden sind, über die Verschiedenheit der Völker aber die Hände über dem Hohlkopf zusammenschlägt und mit Bomben und Granaten das Werk der „Entnationalisierung“ angeht. Schade, darüber auch nur ein Wort zu verlieren, als höchstens wieder eines von Grillparzer:

„Der Weg der neuern Bildung geht  
Von Humanität  
Durch Nationalität  
Zur Bestialität.“

So entpuppt sich der Nationalismus als eine jener großen Lügen, die lediglich zu dem Zwecke ersonnen wurden, naive Gehirne in Verwirrung zu bringen und unschuldige Herzen schuldig zu machen. Er bekleidet die nackte Ausbeutung der Beherrschten durch die Herrschenden mit einem idealistischen Fähnchen in den Landesfarben und garniert sie mit rassewissenschaftlichen Mätzchen, die die notorische Tatsache, daß fast alle bedeutenden Menschen aus einer Vermischung von Rassen und Stämmen hervorgegangen sind, verdunkeln sollen, und er versucht so seine Verschrobenheiten auch dem Geschmack und Verstand präsentabler zu machen. Und er verwendet die menschliche Liebe zur Heimat als Hetzmittel zum unmenschlichen Haß gegen Menschen, die eine andere Heimat lieben. Und er könnte doch nur gut sein, wenn er danach streben würde, die Menschen mit Liebe und Achtung für ihre

Sprache zu erfüllen und bei denen, die die gleiche Heimat haben, ein auf dieses Gemeinsame gerichtetes inniges Zusammengehörigkeitsgefühl zu erwecken, das auch das Heimatsgefühl der in anderen Ländern Geborenen zu verstehen vermag. Aber gerade das tut er nicht. Seine Tätigkeit besteht vielmehr darin: er verhunzt die eigene Sprache und sucht sie dabei durch die Erniedrigung anderer Sprachen zu erhöhen; er predigt Haß gegen andere Völker und sucht dadurch, daß er sie verächtlich zu machen strebt, das eigene Volk liebenswerter erscheinen zu lassen; er findet nationales Empfinden beim eigenen Volke herrlich, beim fremden aber aufreizend und er propagiert überhaupt alles Blödsinnige mit dem Hinweis darauf, daß andere auch nicht klüger seien.

„Heimat und Vaterland sind in Gefahr!“ so plärren immer diejenigen, die ihre Bezüge, ihre Autorität oder ihr Geltungsbedürfnis in Gefahr sehen. Ja, Heimat und Vaterland scheinen überhaupt nur zu dem Zwecke da, respektive erfunden worden zu sein, um sich ununterbrochen in Gefahr zu befinden. Haltet den Dieb! schreien sie und stehlen dabei selber. Wohl kann die Heimat in Gefahr sein, wenn sie Horden mordend und brennend durchziehen und dieser Zustand ist der einzige, der es menschlich begreiflich und begründet erscheinen läßt, wenn auch der Friedliebendste zur Waffe greift. Aber wie selten tritt dieser Fall ein! Keineswegs aber ist eine Heimat in Gefahr, wenn sie von den Chauvinisten eines anderen Volkes ohne Waffen durch gesetzlichen Zwang bedrückt wird, wie derzeit zum Beispiel Südtirol durch die italienischen Herrschenden, die sich — der ganze Zusammenhang wurde durch eine diesbezügliche Zeitungsnachricht blitzartig erhellt! — bei ihren Bedrückungen auf österreichische Verordnungen berufen, die aus der Zeit stammen, als die österreichischen Herrschenden die Italiener, die Südtirol als ihre Heimat lieben, quälten. Alles lächerlich! Verstand und Charakterstärke sind heute nicht mehr zu „entnationalisieren“ und wer seine Kinder nicht zu einer Ueberschätzung des Nationalismus, sondern zu seiner Belächelung als einer Narretei erzieht, der wird nie erleben, daß sie dem fremden Nationalismus in die Klauen geraten. Aber dazu muß man natürlich etwas im Kopfe und

im Herzen haben und gerade um diese Leute ist es dem Nationalismus weniger zu tun, weil diese ihren Wert aus anderem als aus der Zugehörigkeit zu irgend einer Nation bestanden wissen. Wenn es ihm aber weniger um diese zu tun ist, wenn er es nur auf jene Charakterschwächlinge abgesehen hat, die genau wissen, daß sie ein einziger Erlaß Mussolinis in Italiener verwandeln könnte und die deshalb vor Angst wie toll mit nationalen Phrasen um sich schlagen, dann soll er auch bekennen, daß er seine blödsinnigen Mittel der Völkerverhetzung für solche Köpfchen ersonnen hat, die sich dort, wo sie keinen Ausgang sehen, gleich das Ende vorstellen. Dann würde alles, alles klar und die Antwort wäre gefunden auf die Frage Lichtenbergs:

„Ich möchte was darum geben, genau zu wissen, für wen eigentlich die Taten getan worden sind, von denen man öffentlich sagt, sie wären fürs Vaterland getan worden.“



## **DER KRIEG UND DAS LETTISCHE MÄDCHEN**

Von Ferdinand Kürnberger

Ein Volkslied aus alten Zeiten, das will mir nicht aus dem Sinn! Zwischen den Krokodilstränen der Solferino-Totenfeier und der Hyänenpolitik, welche ihren Rachen soeben nach neuen Solferinos aufsperrt — klingt mir ein altes lettisches Volkslied im Ohre. Singe, wem Gesang gegeben, und wahrlich, dem lettischen Landmädchen war kein schlechter Gesang gegeben, als sie ihren armen toten Franz besang. Sie sang nicht bei Solferino unter den Ge-

sandtschaften aller Humanitäts- und Kulturstaaten, ihr Gesang war daher echt. Er war so echt, daß ich ihn nicht einmal in Versen habe. Ich habe ihn nirgends gefunden, wo man „Poesien“ findet, welche mit der offiziellen Angabe dieses Titels sich schmücken. Wann hätte die Poesie der Poesien bedurft?

Das lettische Mädchen hatte einen Liebhaber und der Liebhaber war in der Schlacht gefallen. Eine alte Geschichte! Was aber weniger alt, sondern ziemlich neu ist, das sind die Worte des Mädchens bei dieser Gelegenheit. Wenn das gebildete Stadtfräulein ihren Premierleutnant „dem Vaterland opfert“, so ist das sehr tragisch, sehr interessant und die Federn der Gans schillern in einem so durchaus geschmackvollen und distinguierten Trauerwarenlüster, daß die Gänseriche, in heller belletristischer Begeisterung darüber, doppelt „todesmutig sich in den Kampf stürzen“, wobei die Wirtschaft von Gans und Gänserich sich trefflich verewigt und der moderne Humanitäts- und Rechtsstaat doch auch leben kann, denn diese belletristischen Mode- und Trauerwarenränen sind Tau und Regen auf seine Kriegsbudgets. Das lettische Mädchen dagegen war eine ungebildete Person, denn sie sang gar nicht belletristisch und vaterländisch und verdienstmedaillenhaft, man findet daher ihren Gesang in keiner Blumenlese unserer Krieger-, Priester- und Raubstaaten, die doch so Blumenlesen für ihre „gebildete Jugend“ haben. Ich fand ihn in einem altmodischen, längst ausgemusterten Buche, in „Hippels Lebensläufen“, und zwar zu hinterst unter den Beilagen. Franz war also „fürs Vaterland“ gestorben und seine „Braut in Tränen“, welche keine Ahnung hat, wie ein gebildetes Fräulein „ihren Schmerz adelt“, wirft die dankbare Situation, „dem Vaterlande sein Teuerstes geopfert“ zu haben, fast vor die Schweine, denn sie macht ihrem Franz keinen anderen Nachruf als diesen: „Dein Leben gehört Gott, dir und mir, und kei-

nem von uns gibst du es, du bringst es dem Vaterlande! Kennst du dies Ungeheuer? Ich kenne es nicht, ich mag es nicht, ich will es nicht kennen, dieses blutdürstige Tier, das seinen Weg mit Menschenleichen pflastert, um weich zu treten, und an verwüsteten Feldern und ausgebrannten Wäldern seine Lust hat. Vaterland, wie häßlich bist du! Auch meinen Geliebten hast du auf der Seele — wenn du eine Seele hast! Vaterland, du wohnst in einer Mördergrube! Franz, wie konntest du dich verleiten lassen? Ehre! Was ist Ehre? Weißt du es? Ich weiß es nicht. Man spricht von meiner jungfräulichen Ehre; aber wär' sie's noch, wenn ich sie hinwürgen ließe? Was für ein Ding ist deine Soldatenehre, die du erst hast, wenn du dich selbst nicht mehr hast, die du erst bekommst nach deinem Tode? Kann man nach seinem Tode noch etwas bekommen? Weiß dieser Fels, wenn ich sage: ein schöner Fels und richtet die abgehauene Tanne sich in die Höhe, wenn ich sage: ein trefflicher Baum? Hören wir, wenn wir gestorben sind? Und was ist Ehre, wenn wir sie nicht hören können? Du hast falsch Geld eingewechselt, Franz, schäme dich, daß du gestorben bist!“

Hört man das an, so wird einem augenblicklich zumute, als könnten Gans und Gänserich aufhören, und müßten anfangen Menschen zu werden. Daher nennt man es auch Volkspoesie, zum Unterschied von der Poetenpoesie, wo einem nicht so zumute wird. Die Poetenpoesie ließe doch reden mit sich. Sie würde deklamieren gegen den „Krieg“ — was sehr schön ist; gegen den „Kabinettskrieg“ — was noch schöner ist; gegen die „Schlachtbank“, auf welche die „mündig gewordenen Völker von der Willkür der Fürsten nicht mehr sich schleppen lassen“ — was am allerschönsten ist. Die Poetenpoesie hätte daher wohlweislich gesagt: Krieg, wie häßlich bist du! Krieg, du wohnst in einer Mördergrube! Dabei wäre alles in Ordnung geblieben. Die scheußlichen

Dinge: Krieg, Kabinettskrieg, Schlachtbank, läßt man sich verstecken hinter ein schönes Ding, genannt Vaterland; jene fällt man schonungslos an, dieses behandelt man mit Achtung — und so macht sich die Sache. Man ist modern und human gewesen und dabei kann doch auch die hohe Generalität, das hohe Militärbudget, der gestickte Kragen und die besternte Brust leben! Wie aber, wenn man den scheußlichen Dingen ihre letzte Maske herunterreißt und das Ding geradezu bei seinem Namen nennt? Vaterland, wie häßlich bist du! Vaterland, du wohnst in einer Mördergrube! Da hört sich alles auf. Vaterländische Poesie, vaterländische Verdienstmedaille, alles. So plump kann nur eine lettische Bauerndirne sein. Wahrscheinlich hat sie auch gar kein Vaterland — nämlich keine vaterländische goldene Verdienstmedaille.

Ich habe sie daher stark in Verdacht, daß sie auch nicht „verfassungstreu“ ist. Alle Verfassungs-urkunden aller anständigen Kulturvölker sagen nämlich, ehe sie ihre übrigen schönen Sachen sagen, gleich zuerst und im Paragraph Eins: Der König hat das Recht, Krieg anzukündigen und Frieden zu schließen. Diese schöne konstitutionelle Bestimmung würde das lettische Mädchen in ihrem rohen Zorn wahrscheinlich so formulieren: Der König hat das Recht, euch umbringen zu lassen; hierauf kommen eure Volksrechte. Das schmeckt nach Hochverrat, nämlich nach Republik, und damit kommt man freilich nicht in eine Blumenlese für die gebildete Jugend, sondern höchstens — in die Alservorstadt Nr. 1. Der Hochverrat dürfte auch sonst außer Zweifel stehen. „Franz, wie konntest du dich verleiten lassen!“ Wenn man bei einem Soldaten den Ausdruck „verleiten“ hört, so hat das nur einen Sinn: zum Treubruch verleiten. Hier aber heißt es: Zur Fahrentreue verleiten! Welche Grundsätze hat dieses Mädchen!

Und wenn dieser ganze Radikalismus wenigstens noch „moderner Fortschritt“ wäre! Aber daß das eine Stimme von hundert Jahren her ist und noch lange vor Erfindung des Wortes „radikal“ und vor der „Mündigwerdung“ der untersten „Volkschichten“, verdrießt mich am meisten. Diese lettische Volksgeschichte kommt mir verflucht mündig vor!

„Schäme dich Franz, daß du gestorben bist!“ Hat der moderne Fortschritt dem Militärstaate je etwas Stärkeres gesagt? Während dieser mit großem Aplomb sein „Bett der Ehre“ sich aufbettet, muß er sich von einem einfachen Landmädchen sagen lassen: Schäme dich, daß du hier Bettgeher bist! Ich bin doch auch ein gebildeter Mann, habe die Protokolle aller Brüsseler und Genfer Friedenskongresse studiert, habe mich mit der vereinigten Weisheit von ganz Europa sattsam gesättigt; aber so imponiert hat mir nichts. Was sie auch immer sagen, sie sagen es mit Pathos, mit Affekt, mit Deklamation; während dieses Lettenmädchen es ganz unschuldig heraussagt: Schäme dich Franz, daß du gestorben bist. Wo bleiben die Ehrensalven und zertrümmerten Fensterscheiben, wenn die nächstbeste Bauern-dirne solche Reden hinwirft, und zwar nur im Vorbeigehen, nicht einmal in einem stenographierten Protokoll und vor den „besten Männern“ Europas?



## GOTT UND DER ARIERPARAGRAPH

In seinem Werke „Der Untergang des Abendlandes“ bezeichnet Oswald Spengler den Drang des abendländischen Menschen nach der Unendlichkeit als ein besonderes Kennzeichen der „faustischen“ Kultur und er behauptet, daß es keinem Menschen auf Erden außer dem Abendländer einfallt, der Aussicht wegen auf hohe Berge zu steigen. Ich kann mir über die Berechtigung dieses Ausspruches kein Urteil anmaßen, da ich die Menschen anderer Länder und Rassen zu wenig und von der alpinistischen Seite gar nicht kenne und kann nur aus der Unfallsstatistik nach Doppelfeiertagen entnehmen, daß bei uns tatsächlich die Menschen in großen Massen auf Berge steigen und sogar auf solche, die noch durch kein Wirtshaus gekrönt und durch keine Seilbahn mit dem Fremdenverkehr verbunden sind, so daß neben der Befriedigung darüber, sagen zu können, man sei oben gewesen, nur die Aussicht als Entschädigung für die aufgewandte körperliche Mühe angenommen werden kann.

Aber leider veranlaßt diese Gipfelstürmerei den germanischen Menschen auch dazu, unbeschwert von jedem logischen Gepäck Dummheitsgipfel zu erklimmen, bei deren Anblick von unten man schon schwindlig wird und deren Besteigung keineswegs als ein Zeichen besonderer Sehnsucht nach und besonderer Harmonie mit dem Unendlichen gewertet werden kann, sondern bloß als eine Versauung der Berge mit den Beschränktheiten des geistigen Flachlandes. Schon bei der Aufnahme des Arierparagraphen in die Satzungen des deutschen und österreichischen Alpenvereines hatte ich den Eindruck, Zeitgenosse einer riskanten Erstbesteigung zu sein, die nur mit einem korporativen Absturz in eine Schlucht der Lächerlichkeit enden könne und ich hätte es lieber gesehen, wenn sich die Mitglieder dieses Vereines einen weniger beschränkten Aussichts-

punkt als den Judenpunkt zum Ziele ihrer „Bergfahrt“ gewählt hätten. Aber rede einer etwas mit diesen wetterfesten Gestalten aus Steirerloden! „Raum für alle hat die Erde“ sagt ihr nationaler Lieblingsdichter, aber sie wissen es besser. Die Erde hätte schon Raum, aber die Gehirne haben keinen. Und der Zorn über ihre geringere Begabung fürs Geschäftsleben verleitet sie dazu, ihre größere Begabung fürs Bergsteigen durch gewaltsame Ausschaltung der Konkurrenz zu dokumentieren. Statt sich zu freuen, daß es unter den Juden Ausnahmsexemplare gibt, die es um Aussichtslohn in die Berge zieht, sind sie über diese Verwandtschaft des Empfindens erbost, weil sie ihnen nicht in den „rassischen“ Kram paßt, der keine Gemeinsamkeiten duldet, weil er von den „unversöhnlichen“ Verschiedenheiten lebt und der keine Ausnahmen brauchen kann, weil er seine Verhetzung aus den völkischen Regeln bezieht, die die einzigen Regeln ohne Ausnahme sind und die Welt auf den Dummkopf stellen möchten.

Ist nun die Erklommung des Judenpunktes durch Leute vom Fach schon eine ganz nette alpinistische Leistung, so stellt das, was den Wiener Alldeutschen als Laien vor kurzem gelungen ist, geradezu die Bezwingung eines Dummheitsgaurisankars dar. Der alpine Bericht darüber lautet folgendermaßen:

Die Hauptversammlung des Vereines „Schönerer“, in dem die alldeutschen Oesterreichs unter Führung des ehemaligen Reichsratsabgeordneten Franz Stein organisiert sind, hat den Beschluß gefaßt, an alle evangelischen Kirchenbehörden A. B. die Aufforderung zu richten, für diese Kirche den Arierparagraphen einzuführen.

So. Und nun schöpfen wir einmal Atem. Die Luft ist dünn in solchen Höhen und der Mangel an Sauerstoff erzeugt eine Fülle von Wasserkopfstoff, die schädlich wirken könnte. Aber die Aussicht lohnt sich. Sie ist nicht mehr schön, sie ist schönerer. Sie eröffnet einen Blick in die Zukunft Alldeutschlands, der, wenn auch nicht den Stein, der die Sache organisiert hat, so doch wenigstens das Gehirn erweichen kann. Immer schon habe ich es als einen Mangel der Bibel empfunden, daß Gott

den Menschen so höchst summarisch auf einmal und in einem einzigen Exemplare geschaffen hat, so daß den gläubigen Ariern nichts anderes übrig bleibt, als sich auch mit ihrer Abstammung vom ersten Juden abzufinden. Aber hätte Gott nicht wenigstens in die zehn Gebote einen Arierparagraphen aufnehmen können? Aber wie hätte denn Moses den Berg Sinai überhaupt besteigen können, wenn es dazumal schon einen Alpenverein und einen Judenpunkt gegeben hätte? Und wenn er in Zuwiderhandlung gegen dessen Beschlüsse den Sinai doch bestiegen und die zehn Gebote nebst Arierparagraphen von Gott empfangen hätte, was hätte er denn um Jehovaswillen bei seiner Rückkehr mit den vielen ausgeschlossenen Juden machen sollen? Hätte er nur die Kamele ins gelobte Alldeutschland führen sollen, wo Meth und Honig fließt? Das konnte er nicht, aber scheinbar hat es ein anderer für ihn getan. Gott aber, von dem leider nicht berichtet wird, am wievielten Schöpfungstage er den Arierparagraphen geschaffen hat, so daß man nur vermuten kann, er habe es, kurz nachdem er gesehen hatte, daß alles gut sei, getan, Gott konnte in diesem Falle nicht anders handeln.

Aber lassen wir die Vergangenheit, die nicht mehr zu ändern ist und wenden wir uns der Zukunft zu. Was wird die evangelische Kirchenbehörde zu diesem Versuch, eine jüdische Religion für die Arier zu reservieren, sagen? Wird sie ihre Missionäre aus Afrika zurückrufen, da es dort ja doch keine Arier zu bekehren gibt und sie lieber in die Kneipen entsenden, um die dort hausenden Arier Wotan abspenstig zu machen und sie mit Bier zu taufen? Wann findet der feierliche Ausschluß Christi aus der evangelischen Kirche A. B. statt? Und wann wird ein Jägerleiberlverschwitzer auftreten und Gott selbst als einen alten Juden entlarven, der sich auf keinem Berge mehr blicken lassen darf? Und wen werden sie dann auf seinen vakanten Thron setzen? Ich schlage den Direktor irgend eines zoologischen Gartens vor, der mit Kamelen umgehen kann. Aber natürlich nur unter der Bedingung, daß er sich vorher untersuchen läßt, ob seine Knochen tatsächlich mit deutschem Mark gefüllt sind. Auf die Füllung seines Schädels mit Gehirn wird einstimmig verzichtet. Heil!

## DER ANSCHLUSS UND DIE FRAUEN

Mir träumte neulich, daß ich von einem Mitglied der internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit folgenden Brief erhalten habe:

„Vor einiger Zeit las ich in der Zeitung, daß sich die Wiener Ortsgruppe unserer Liga auch im Namen unserer Grazer Zweigstelle gegen den Anschluß an Deutschland ausgesprochen habe. Ich dachte mir: Woher wissen denn die in Wien, was wir in Graz hier wollen? Ich zum Beispiel weiß in dieser Angelegenheit nicht einmal, was ich selbst will! Aber da ich im Leben schon oft meine Ansichten von anderen gerüchtweise erfahren habe, ohne selbst etwas von ihnen zu wissen, regte ich mich darüber weiter nicht auf.

Einige Tage später traf ich auf dem Markte eine Bekannte, die Mitglied des Deutschen Frauenbundes in Graz ist. Während sie gerade die Brust eines noch, aber nicht mehr lange lebenden Hühnchens betastete, um festzustellen, ob es auch genügend fleischig sei und ob die italienische Händlerin in der bekannten welschen Tücke nicht am Ende einen Betrug plane, sah sie mich verächtlich von der Seite an und sprach: „Schöne Dinge liest man von Euch in der Zeitung! Ihr habt aufgehört, deutsche Frauen zu sein! Ihr seid volksfremd geworden! Wir wollen nichts mehr mit Euch zu tun haben!“ — Nachdenklich kam ich nach Hause. Da überfiel mich plötzlich ein höchst sonderbares Gefühl. Mit einem Ziehen in den Haaren begann es. Ich glaubte, an meiner Frisur sei etwas nicht in Ordnung, trat vor den Spiegel und — wer beschreibt meinen Schreck! Vor meinen Augen, die nicht mehr blau, sondern ganz dunkel waren, verfärbten sich meine blonden Locken und wurden zu schwarzen Kraushaaren. Meine so hold geschwungenen Augenbrauen wurden dichter und wuchsen über der Nase zusammen und meine perlenden Zähne blieben zwar so wie sie

waren, wurden aber trotzdem aus nationalen Gründen zu einem negroiden Raubtiergebiß. Gleichzeitig hatte ich das überaus quälende, aber ganz bestimmte Gefühl, daß ich nie mehr in meinem Leben würde sinnig sein können und so wahr noch nie eine deutsche Frau ihren Mann betrogen hat, sah ich wie meine deutsche Treue durch das offenstehende Fenster ins Freie entfloh und sich auf dem Felde vor der Stadt in einer wie von ohngefähr daliegenden deutschen Scholle verankerte und verwurzelte. Meine Züchtigkeit fiel mir mit einem hörbaren Plumps zu Boden und rollte unter den Kasten, wo ich sie aber nicht mehr entdecken konnte und beim Bücken entglitt mir auch noch der ordnende Sinn, mit dem ich bisher immer den Gewinn zu mehren pflegte (aber natürlich in durchaus arischer Art und Weise!). Kurz und gut, ich empfand deutlich, wie mir alle jene Eigenschaften abhanden kamen, die nach dem Urteile deutscher Männer unter allen Frauen der Welt ausschließlich die deutschen Frauen auszeichnen. Aber ich gab die Hoffnung noch nicht auf. Ich rief einer glücklichen Eingebung folgend meinen Buben und mein Mädels ins Zimmer, aber, siehe da, es gelang mir weder dem Knaben zu wehren, noch das Mädchen zu lehren — alles war vergeblich, es ging nicht, es war unaussprechlich klar — ich, ich hatte aufgehört, eine deutsche Frau zu sein. Ich sah nach der Uhr. Es war punkt zehn Uhr vormittags.

Da läutete es draußen. Ich öffnete. Der Milchmann vom Lande, der täglich zu dieser Stunde zu kommen pflegt, war da. Aber er erzählte mir heute nicht wie immer, wie es seiner Frau und seinen Kindern gehe, ob sein Aeltester schon einen Lehrplatz gefunden habe, ob sein Vieh gesund sei, ob die Wintersaaten schön stünden, ob er sein Drauskommen habe und ob er sich hie und da auch eine Unterhaltung leisten könne — nein. Er klagte darüber, daß er die ganze Nacht nicht habe schlafen können, weil ihm gestern abends plötzlich eingefallen sei, daß er noch immer nicht wisse, wann wir uns denn endlich an Deutschland anschließen würden. Seine Frau, die eine deutsche Frau sei, wenn sie auch Woprschalek geheißten habe — das mache nichts, denn es gebe viele deutschfühlende Tschechen, ja sogar auch Juden und der Arierparagraph, der

für Touristenvereine und Rassehundeklubs eine unbedingte Notwendigkeit sei, sei für politische Betätigung nicht notwendig — seine Frau also brenne schon darauf, im nächsten Krieg um die Weltgeltung Deutschlands ihre Söhne auf einem Giftgasrechaud am Altar des Vaterlandes zu opfern. Ihn selbst aber jucke schon heute der Geldbeutel, wenn er daran denke, wie lustig es sein müsse, zu den österreichischen Steuern auch noch die deutschen Reichssteuern dazuzuzahlen, denn das werde wohl das Einzige sein, was das Volk vom Anschluß zu spüren bekommen werde. Er redete noch lange von solchen und ähnlichen Dingen, die das Volk unentwegt beschäftigen, aber ich verstand ihn nicht und merkte mit Entsetzen, daß ich auch vollständig volksfremd geworden und daß die Milch infolge des politischen Wassers, das er geredet hatte, zum erstenmale gepantscht war.

Der Milchmann ging aufrecht und festen Schrittes von dannen und ließ mich ganz verstört zurück. Ich versank in Brüten und sah ein, daß es ein Verbrechen am Volke sei, einem Verein anzugehören, der diesem Volke seinen Frieden und seine Freiheit erringen helfen will und ich wußte nicht, was ich tun sollte. Mechanisch griff ich nach einer vor mir liegenden Landwirtschaftszeitung aus Deutschland. Ich las: „Anleitung, seine Hähnchen selbst zu kapaunisieren und dadurch Geld zu sparen“ und „Wie verwende ich das Blut bei Schlachtfesten am nutzbringendsten?“ Ich verstand nicht. Aber warum ich nicht verstand, wurde mir sogleich klar als ich las, was über diesen Anleitungen stand: „Unterhaltungs- und Belehrungsecke für die deutsche Frau“. Ich warf die Zeitung zu meiner Züchtigkeit und zu meinem ordnenden Sinn auf den Boden und griff nach einem anderen Blatte. Und was las ich da? Raten! Nein, Sie erraten es nicht! Es ist zu komisch! Hören Sie:

**Gesellschaftsabend des Deutschen Frauenbundes.** Freitag veranstaltete der Deutsche Frauenbund in den Sälen des Gästerverbandes zugunsten der Bau- und Wohnungsgenossenschaft der deutschen Studentenschaft und seiner Wohlfahrtseinrichtungen einen Gesellschaftsabend, der einen starken Besuch aufwies und eine elegante vornehme Note hatte. Die nationalen Kreise der Stadt waren durch hervorragende Persönlichkeiten

vertreten. Ein ideenreiches, flottes Programm sorgte dafür, daß die Stunden bei Musik, Tanz und Humor rasch entwichen. Die Räume des Gagistenverbandes waren von liebenswürdigen Damen in intime Salons umgewandelt und geschmackvolle Büfets lockten die Besucher mit appetitlicher Anordnung und niederen Preisen. Die Ausschußdamen des Frauenbundes hatten sich uneigennützig in den Dienst der guten Sache gestellt — — — — — Besonders entzückten — — — — — Staunen und Heiterkeit erregte ein künstliches Pferd in Lebensgröße mit elektrischen Augen. Tänze wechselten mit ernstesten und heiteren Gesangsvorträgen ab. — — — Ferner erfreuten — — urwüchsiger Humor, — — Stimmmaterial — — stürmischen Applaus. — — — Conférencier. Die Mirkoband trug viel zur Stimmung bei. Nach ihren befeuernden Jazzrhythmen wurde den modernen Tänzen rastlos gehuldigt.

Also was sag'n S' jetzt? Volksfremde Neger mag die deutsche Frau nicht leiden, doch ihre Tänze tanzt sie gern? Aber warum? Sollten diese vielleicht die Potenz der deutschen Männer im positiven Sinne beeinflussen? (Étwa so wie der Fremdenverkehr die Handelsbilanz?)

Mit volksfremdem Gruß

X. Y.

Deutsche Frau a. D.“

Das Pferd muß das Schönste gewesen sein. Sinnig! Vielleicht wars gar kapaunisiert und ein Wallach! Und auf die nutzbringendste Verwertung deutschen Blutes beim nächsten Völkerschlachtfest bin ich schon heute neugierig. Was aber die Anschlußfrage betrifft — unter uns gesagt, ich kenne eine Menge Reichsdeutscher, die diesem Gedanken keineswegs so rastlos huldigen, wie die deutschen Frauen dem Anschluß an Afrika. Vielleicht fragt man diese präsumptiven Leidtragenden unserer Anschlußgelüste, die uns als Balkanesen belächeln, auch einmal um ihre Meinung. Und vielleicht kommt dabei heraus, daß sie den Anschluß für ein künstliches Pferd mit elektrischen Augen, also für ein modernes Danaergeschenk halten. Möglich ist nämlich alles.



## AEHRENFELD UND FELD DER EHRE

Eine Umfrage unter Berliner Volksschulkindern von sechs bis zehn Jahren ergab, daß 70 vom Hundert der befragten Kinder keine Vorstellung von einem Sonnenaufgang hatten, 62 vom Hundert nie eine Lerche gehört hatten, 59 vom Hundert nie ein Aehrenfeld sahen, 76 vom Hundert nie einen Berg, 89 vom Hundert nie einen Fluß.

Nur im Herzen Europas schlummert die Jugend ungestört vom Klang der Waffen. Es ist der Wille ihrer freundlichen Nachbarn, sie von solchen Auswüchsen eklen Militarismus fernzuhalten. Zahlreiche inländische Volksbeglückter unterstützen diesen frommen Wunsch. Sie merken nicht, daß durch die in der sonstigen Welt aufs höchste gesteigerte militärische Kraftentfaltung die durch das Versailler Diktat festgelegte deutsche Wehrlosigkeit im Verhältnis zu den anderen Staaten von Jahr zu Jahr erschreckender wird, und ihre Wirkung notwendigerweise auch auf die Arbeitsfähigkeit und Arbeitsleistung im eigenen Lande ausüben muß. Deutschland hat daher als eine der ersten und wichtigsten Forderungen, wenn es schon kein anderes Heer haben darf, auch für sich das Recht zu beanspruchen, seine heranwachsende Jugend in der Richtung auszubilden, die die anderen Staaten zur Erhaltung ihrer völkischen Eigenart und Selbständigkeit eingeschlagen haben.

Diese beiden Berichte standen in einer der größten Zeitungen Deutschlands nebeneinander so wie seinerzeit immer die „beiden Berichte“ seligen Angedenkens, aber die Frage, was erschreckender sei, blieb unbeantwortet: die deutsche Naturferne oder die deutsche Wehrlosigkeit vor einer Wehrhaftigkeit des Maules, die es nicht ersehen kann, daß irgendwo die Jugend ungestört vom Klang der Waffen schlummere und die sich unentwegt um die Arbeitsleistung und Arbeitsfähigkeit ihrer Mitmenschen kümmert weil sie von ihr lebt. Was schert es sie, daß das Morgenrot, das den Vätern zum frühen Tod

leuchtete, den Kindern nie erschienen ist? Genügt es nicht, daß der Gesang der Geschoße den Vätern das Lerchenlied ersetzt, das die Kinder nie zu hören bekommen haben? Und was hätten die Kinder schon davon, wenn sie die Berge sehen könnten, die ihre Väter erstürmten und die Flüße, die sie forcierten? Und wird diesen Kindern nicht später einmal das Feld der Ehre ein vollwertiger Ersatz sein fürs entgangene Aehrenfeld? Sicherlich. Denn wichtiger als alle Bildung der Jugend ist ihre Ausbildung, die vollendet ist, wenns mit der Bildung aus ist. Großstadtkindern, die noch nie das Land gesehen haben, plausibel zu machen, was das Vaterland sei, mag ja seine Schwierigkeiten haben, doch die Definition, daß es das Land sei, in dem es keine Lerche, kein Aehrenfeld, keinen Baum, keinen Fluß und keinen Sonnenaufgang gibt, dürfte noch am ehesten alles klar machen. Aber einen frommen Wunsch kann ich nicht unterdrücken: Daß sich unter all diesen vielen Kindern, die nie eine Heimat gekannt haben, ein aufgeweckter Junge finde, ein Volksbeglückter, der diesen völkischen Beglücktern die Heimatschollen, die sie als Phrasenknödel im Maule wälzen, aus dem Rachen reißt und sie ihnen in gesteigerter, aber durchaus un militärischer Kraftentfaltung mit einer derartigen Vehemenz an ihre Quadratschädel pfeffert, daß sie endlich einen Begriff von volklicher Eigenart und Selbständigkeit erhalten!



### DRUCKFEHLER-BERICHTIGUNG

In Nr. 5 auf Seite 17, Zeile 18 von unten soll es natürlich heißen „verboten“ statt „verboten“. Ferner ist auf Seite 1, Zeile 9, von unten das Wort „einmütig“ zu streichen und auf Seite 12, Zeile 5 von unten statt „unmittelbar“ „mittelbar“ zu setzen.



# DAS NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße, in Wien bei Goldschmiedt, Wollzeile 11 und in den größeren Buchhandlungen und Tabaktrafiken erhältlich.

## BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern . . . . .	12 Schilling
12 Nummern . . . . .	6.50 „
6 Nummern . . . . .	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern . . . . .	9 Mark
12 Nummern . . . . .	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern . . . . .	14 Schw. Fr.
12 Nummern . . . . .	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur:  
Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei  
Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.